

Und Schnitt! Klamotten aus Pilzen, Gräsern, Obstschalen und Schnitte, die kaum Stoffreste produzieren: Junge Designerinnen und Designer versuchen gerade, die Mode nachhaltiger zu machen

Von Maren Häußermann

Wer sich heute dafür entscheidet, Modedesign zu studieren, der studiert auch ein wenig Politik. Da die Modeindustrie in großem Maße für Umweltzerstörungen und soziale Ungleichheit in der Welt verantwortlich ist, beschäftigen sich Designer und Designerinnen zunehmend damit, wie man Mode nachhaltiger gestalten kann. Sustainable Fashion statt Fast Fashion.

Mit der Neonyt gibt es sogar eine Messe, auf der nachhaltige Labels ihre Entwürfe zeigen und über Lösungsansätze diskutieren. Einer davon ist die Rückkehr zu mehr Regionalität – ein bisschen so wie in der Lebensmittelindustrie. Schließlich entsteht nicht nur bei der Modeproduktion viel CO₂, sondern auch auf den oft ziemlich langen Transportwegen zwischen den einzelnen Produktionsschritten (siehe auch die Seiten 26/27).

Mittlerweile gibt es viele Designerinnen und Designer, die lokal produ-

zieren und so die Herstellungskette für die Käufer besser nachvollziehbar machen. Transparenz ist wichtig geworden, weil immer mehr Menschen wissen wollen, wo und unter welchen Bedingungen ihre Kleidung entstanden ist.

Viele kleine Designer, die keine großen Stückzahlen liefern müssen, verwenden zudem häufig Materialien, welche die Umwelt weniger belasten. Die Stoffe Modal und Lyocell (auch Tencel genannt) etwa basieren auf pflanzlichen Fasern, die biologisch abbaubar sind. Dadurch sind sie nachhaltiger als pure Synthetikstoffe wie Polyester, Polyamid und Polyacryl auf der Basis von Erdöl. Das Re- und Upcycling ist in den letzten Jahren beliebter geworden: Aus Fischernetzen werden Bikinis, aus alten Airbags Rucksäcke und aus Bällen Taschen. Alte PET-Flaschen können zu Polyesterfasern verarbeitet werden.

Auch die Studierenden am Fachbereich „Fashion & Technology“ an der

Kunstuniversität Linz suchen nach besseren Produktionsmethoden. Seit fünf Jahren gibt es den Studiengang, der Modedesign mit Robotik, 3-D-Druck und biologischem Wissen kombiniert. So wird dort zum Beispiel mit Gräsern, Pilzen oder Fruchtschalen experimentiert, die der viel Wasser verbrauchenden Baumwolle in Zukunft Konkurrenz machen könnten. „In the Lab“ heißt das Forschungsprojekt an der Uni, bei dem selbst Techniken wie das Weben und Nähen hinterfragt werden.

So war die 26-jährige Belinda Winkler gerade dabei, Garn auf eine 20 Zentimeter große Spule zu wickeln, als ihr auffiel, dass die überkreuzten



Fäden bereits wie ein Stück Stoff aus-
sahen. Mit einem Mechatroniker ent-
wickelte sie daraufhin eine Maschine
mit einer 1,20 Meter großen Spule und
machte damit Röcke, Kleider, Hüte
und Tops. Denn wenn die Fäden etwas
haarig sind wie bei Wolle, verhaken sie

sich ineinander und halten von selbst.
Damit das Material nicht auseinander-
fällt, fixiert sie die Säume zusätzlich
mit einem dünnen Silikonstreifen. Die
gesamte Produktion sei mit dem ersten
Arbeitsschritt bereits vollendet, so Be-
linda. Das Weben oder Stricken des

Im Rahmen des Green Deal
will die EU-Kommission dafür
sorgen, dass auch die Klei-
dung nachhaltiger wird – vor
allem durch längere Nutzung
und Wiederverwertung. Dadurch
entstehen in der EU immer
mehr neue Geschäftsmodelle in
der Kleidungsindustrie. Schon
länger gibt es die Möglich-
keit, Hosen zu leasen oder
Abos abzuschließen, um jeden
Monat besondere Kleidungs-
stücke auszuleihen. Und auch der
Kauf von Kleidung aus zwei-
ter Hand erlebt ein Revival
mit Plattformen wie Kleider-
kreisel. Laut dem European
Clothing Action Plan kaufen
die Deutschen wieder mehr
Kleidung secondhand, fünf bis
acht Prozent im Durchschnitt.

Stoffs würde wegfallen,
ebenso wie der Zu-
schnitt und das Nähen.

Softwareprogram-
me von Architekten,
Ideen von Game- und
Produktdesignern, das
Wissen von Maschinen-
bauern – alles trägt zur
Entwicklung von Mo-
dedesign bei. Simon
Hochleitner, ebenfalls
Student an der Kunst-
universität Linz, arbei-
tet mit 3-D-Scans von
Körpern. Er hat einen
Code entwickelt, um
diese in zweidimensio-
nale Schnittmuster zu
zerlegen und so Outfits
zu designen, die perfekt
passen. „Kein einziger
Schnitt, den ich so raus-

bekommen habe, war je symmetrisch“,
sagt Simon. „Weil unser Körper nicht
symmetrisch ist.“

Der ehrliche Blick auf den mensch-
lichen Körper ist neben der Nachhaltig-
keit ein weiterer Trend im Design.
Wobei der Körper bei manchen Desi-
gnerinnen und Designern sogar als
Rohstofflieferant dient. Alice Potts
zum Beispiel macht Mode aus Schweiß.
Gemeinsam mit Bioingenieuren des
Imperial College in London hat sie
eine Methode entwickelt, um die
menschlichen Absonderungen aus
Kleidungsstücken herauszulösen, in
ihre Bestandteile zu zerteilen und da-
raus Kristalle zu schaffen. In einem
neueren Projekt experimentiert sie mit
Schmuck aus Tränen.

Noch einen Schritt weiter geht
Tina Gorjanc. In ihrem Londoner La-
bor arbeitet sie mit DNA, die mensch-
lichem Haar entnommen wird. Das
daraus gezüchtete Material wird gefärbt
und anschließend zu Leder verarbeitet.
Mit der Menschenhaut aus dem Labor
stellt sie dann Kleidungsstücke und
Accessoires her – und sorgt möglicher-
weise für ein größeres Bewusstsein für
Ressourcen.

In jedem Teil von Tina Gorjanc
findet sich übrigens ein Pflegehinweis,
auf dem steht, dass es regelmäßig ein-
gecremt werden muss, um nicht spröde
zu werden – vor allem vor dem Gang
in die Sonne. ↯